

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

14]

Dem Krämerskarl schoß das Blut in den Kopf.

„Tausend Mark! Das ist zuviel!“

Wisping machte eine Handbewegung.

„Herr Rendant, ich kann rechnen. Warten Sie's ab, wie sich das Werk entwickelt, und wie ich über Sie verfüge.“

Der Krämerskarl wippte auf seinem Stuhl hin und her. Tausend Mark! Bomben und Granaten! Sein Glücksrad drehte sich auf einmal so schnell, daß ihm blüherant vor den Augen wurde. Stät, stät! Gewiß, er erlebte goldene Zeiten. Aber das war nicht zum kleinsten Teil sein Verdienst. Er hatte die Kenntnisse, er hatte den Blic. Wenn der Herr Wisping ihn mit der Oberaufsicht über das Basaltwerk betraute, wußte er ganz genau, warum. Jeder Arbeiter war seines Lohnes wert. Tausend Mark! Da war kein Bedenken.

Er erhob sich und sagte mit Selbstgefühl: „Abgemacht!“ Der Bauunternehmer holte eine Brieftasche hervor.

„Herr Rendant, Sie sind wahrscheinlich der einzige im Ort, der in kaufmännischen Dingen mitreden kann. Vertrauen gegen Vertrauen! Fünzigtausend Mark will ich in den Steinbruch stecken. Ich hab mein Vermögen größtenteils in guten Hypotheken angelegt. Die werd ich natürlich nicht verkaufen. Man beleih't sie mir überall. Ich sage mir aber, was brauche ich weit zu gehen, wenn ich's in der Nähe haben kann. Ich habe Ihnen da eine Schätzungsurkunde mitgebracht. Es handelt sich um ein Haus in der Varoper Straße in Dortmund. Das ist ein neues Viertel, das große Zukunft hat. Die Grundwerte steigen rapid. Sie waren lange genug im Kohlenrevier und kennen die Verhältnisse. Das Haus wird auf zweimalhunderttausend Mark taxiert. An erster Stelle ist es mit hundertzwanzig Mille belastet. Die zweite Hypothek gehört mir. Die würde ich hinterlegen. Sie lautet auf fünfzigtausend Mark. Will die Spar- und Darlehnskasse mir die geben, soll mir's recht sein. Daß sie mehr wie sicher geht, ist klar. Ich zahle übrigens höchstens fünf Prozent.“

Der Krämerskarl schaute voll Bewunderung zu dem Bauunternehmer hinauf, der mit Glücksgütern gesegnet war, für den als kühlen Rechner große Summen wenig oder gar nichts bedeuteten. Die Kasse konnte sich's zur Ehre anrechnen, mit solch einem Mann Geschäfte zu machen.

„Lassen Sie mir die Urkunde da,“ hat er, „Sonntag kommen wir sowieso zusammen. Ich glaub, daß die Sache keinen Anstand hat.“

Wisping übergab ihm das Dokument und sagte: „Paß's den Herren, ist's gut, paß's nicht, schadet's auch nichts. Ich wiederhole: ich kann das Geld überall bekommen.“

Er sah nach der Uhr.

„Ich muß machen, daß ich nach Hause komme. Meine Frau fühlt sich wieder sehr elend.“

„Sie hat wohl mehrstenteils mit den Nerden zu tun?“ fragte der Krämerskarl.

Wisping hob die Schultern.

„Gott weiß, was es ist. Wir waren drei Jahre verheiratet. Meine Frau war munter wie ein Maikäfchen. Sie kennen den „Fredenbaum“ bei Dortmund. Da saßen wir eines Tages mit Bekannten zusammen. Auf einmal kriegt meine Frau eine Ohnmacht. Sie erholte sich rasch. Aber seit der Zeit klagt sie über Schwindel und Druck auf dem Kopfe. Ich hab schon ein Vermögen für Aerzte ausgegeben. Es kann ihr keiner helfen.“

„Meinem Nachbar Moll seine Frau,“ erzählte der Krämerskarl, „hat ganz schrecklich an Kopfschmerzen gelitten. Der Doktor stand wie ein Ochse am Berg. Nun ist da ein Mann in Brauerschwend. Der schreibt sich Geizler. Der kam und drückt der Mollin dreimal kreuzweis den Kopf. Und macht ein Spruch herunter. Im Augenblick war der Schmerz weg.“

„Meine Frau hat's in Dortmund schon mit einem Magnetiseur versucht,“ sagte Wisping. „Das schließt nicht aus, daß ich ihr den Mann aus Brauerschwend einmal schicke. Not sucht Rat.“

Er verabschiedete sich. Der Krämerskarl begleitete ihn

bis an die Tadbentür und kehrte dann zu seiner Arbeit zurück. Er nahm das Kontobuch für Darlehn vor, begann etwas einzutragen, legte aber die Feder wieder beiseite und simuliert vor sich hin.

Wie wunderbar ging's in der Welt doch zu! Der Wisping saß an der vollen Schüssel und wurde seines Lebens nicht froh. Ewig die kränkliche, lamentierende Frau. Das mußte den Geduldigen zweifelnd machen. Daß der Mann sein Kreuz schwerer nahm, als es in Wirklichkeit war, danach sah er nicht aus. Ganz gegen Westfälingerart war er zutraulich und mitteilksam. Darum konnte er, der Krämerskarl, ihn beneiden. Ihm war's nicht gegeben, sich aufzudecken. Was ihn zu tief quälte, verschloß er in sich. Auf dem „Fredenbaum“ bei Dortmund, wo die Wispings eingelehrt waren, hatte er seine Frau kennen gelernt. Selbigen Tag draußen kongert. Die Düsseldorf'ser Fülltiere spielten. Der Garten war schwarz von Menschen. Er hatte mit vieler Mühe einen Platz gefunden. Es war nur ein kleiner Tisch. An dem saßen ein Postbeamter und zwei Mädchen. Die eine war die Klara Pottgießer aus Belecke, die andere ihre Freundin, die Hermine Kuhlmann aus Herlohn. Beide dienten in der Stadt. Die Hermine guckte ihn an, und er kam ins Gespräch mit ihr. Ihre Herrschaft wohnte in der Viktoriastraße. Alle vierzehn Tage hatte sie ihren Ausgang. Letzt war sie mit ihrer Freundin in Königshorn gewesen. Da hatte es ihr gut gefallen. Der Rauch in Dortmund und der Schmutz, das war ihr gräßlich. In ihrer Heimat, in Herlohn, war's schöner. Da ging man Sonntags auf die Berge und konnte Luft schnappen nach Herzenslust. Pfingsten war sie bei ihrer Tante in Werdohl gewesen. Die hatte in der Lotterie gewonnen. Und hatte Wäsche wie eine Baronin! Und ließ bei einer Schneiderin in Hagen arbeiten. Und führte ein Leben wie unser Herrgott in Frankreich. Das sprudelte sie heraus. Und noch viel mehr. Ihre Stimme klang wie eine Glocke. Er hätte ihr stundenlang zuhören können. Am anderen Tage traf er sie auf dem Westenhellweg und ging mit ihr. Ihre Herrschaft, erzählte sie, wühle nur so im Geld. Aber es war kein rechtes Glück dabei. Die Frau war eiskalt und behandelte ihren Mann schlecht. Es hieß, er habe einmal unfaubere Geschäfte gemacht. Das war schon lang her. In die Gesellschaften kamen die feinsten Leute. Und immer gab's Champagner. Neulich bei einem Abendessen von achtzehn Personen hatte der Diener nur fünf Flaschen eingeschickt. Wahrscheinlich auf höheren Befehl. Wo so viel Reichtum herrschte, kam einem die Sparsamkeit lächerlich vor. Ihm war's, als spüre er den feinen Duft des Weins. Oder war's das Mädchen? Er war wie benommen. Vor dem prachtvollen Hause in der Viktoriastraße schwätzte er noch eine Weile mit ihr. Daß Geld den Meister spiele in der Welt, gestand er ihr, das wisse er auch. Er habe selbst einen guten Verdienst und habe ein hübsches Stümmchen zurückgelegt. Das hörte sie gern, ja man merkte es ihr an, sie hatte Respekt vor ihm. Nun sahen sie sich öfter. Er brannte lichterloh. Einmal begegnete ihm die Klara Pottgießer aus Belecke auf dem Markte und sagte, ihre Freundin, die Hermine, habe Verehrer und Begehre in Menge. Wenn er's ernst mit ihr meine, solle er sich beeilen. Er erschrak, daß ihm die Beine zitterten. Das Mädchen hätte er keinem anderen gegönnt. Und er hielt um sie an. Zwei Monate später waren sie Mann und Frau. Staat konnten sie mit ihren zwei Stübchen in der Enscheder Straße nicht machen. Aber gemütlich war's. Und das Kochen verstand die Hermine aus dem ff. Zuweilen empfing sie ihn mittags mit ihrem Blatt: „Hüt kriegste wat Gout's tou freten!“ Dann durfte er immer auf ein Ledereffen rechnen. Die Sache hatte nur einen Haken: das Geld glitt ihr aus den Händen, sie wußte nicht wie. Sie pükte sich auch gern und stand viel vor dem Spiegel. Er war so vernattert in sie, daß er nichts abschlagen mochte. Wie sein Beutel nun leerer und leerer wurde, kam der Krach. Das Scharaffenleben hatte ein Ende. Im geheimen raffte sie ihre Habe zusammen und entwich. Er lief herum wie vom Blitz getroffen. Sein Kollege, der dicke Brüggemann, hatte noch seinen Uz mit ihm und sagte: „Wenn die hübschen Weiber fort sind, steigen die alten im Preise. Die Kampmannsche driiben nimmt dich gleich.“ Er hätte dem Kerl ins Gesicht spucken mögen. Er hatte an der

Hermine unbändig gehangen und sah kein Frauenzimmer mehr an. In dem öden Stübchen packte ihn ein Grausen. Wollte er nicht dem Wahnsinn verfallen, mußte er sein Bündel schnüren. Sein Prinzipal, der Herr Schulte, gab ihm die besten Worte, er solle bleiben. Es litt ihn nicht länger in der Stadt.

Er stand auf. Die Erinnerung übermannte ihn. Um seine Lippen lief ein schmerzliches Zucken. Die Zeit, so sagte man, heilt alle Wunden. Die ihm geschlagen war, würde kein Trost betrübseln. Und doch! Seit ein paar Tagen war eine Hoffnung in ihm, stärker denn je, daß ihm die Verlorene wiedergegeben werde. Dem Rühladam sein Enkelsohn, der Thomas, war aus Amerika angekommen. Der hatte in Buffalo als Weibbinder gearbeitet und erzählte, drüben lähe es sehr traurig aus. Aus allen Ecken und Enden der Vereinigten Staaten kämen die Nachrichten von Bankrotten. Eine große Eisenbahngesellschaft hätte ihre Zahlungen eingestellt. Auf dem Schiff, das den Thomas nach Bremen brachte, waren Hessen und Württemberger und Westfälinger. Ihm, dem Karl, lag's auf der Zunge, daß er den Weibbinder fragte: „Hast du nicht mein Druschelchen, die Hermine, gesehen?“ Lorenzspiel! Der Thomas kannte sie ja nicht. Nichtsdestoweniger konnte sie dabei gewesen sein. Sie konnte morgen, die andere Woche kommen. Und er hatte noch nichts getan, sie gebühlich zu empfangen. Gleich wollte er an den Löb nach Dirlammen schreiben. Der sollte ihm eine Nähmaschine besorgen. Das Eckstübchen droben war noch fahl und leer. Die Kasse verschlang halt alle seine Gedanken. Nun, in ein paar Tagen ließ sich viel schaffen.

Die Hände auf dem Rücken, das schmale Gesicht wie im Fieber gerötet, lief er in der Stube auf und ab. Wonach er brünstig begehrte, das spiegelte ihm seine Phantasterei als Wirklichkeit vor. Da hielt ein Wagen vor dem „Mitter“. Neugierig stand der Schorch an der Tür. Eine Frau stieg ab. Nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Und hübsch wie nur eine. Die fragte: „Wo wohnt der Krämerskarl?“ „Auf dem Kirchweg.“ gab ihr der Schorch Bescheid. Und redsprächig, wie er war, setzte er hinzu: „Der Krämerskarl is eh auch Rendant. Das Geld regnet ihm nur so zum Dach herein. Man spricht schon, er wird Gemeinderat. Und soll auch in den Kreisauschuß kommen.“ Die Frau machte Augen so groß wie ein Teller. Jemand wies ihr den Weg. Er hatte gerade die Kasse aufgenommen, hatte die Goldstücke hinge-zählt. Die funkelten, 's war eine Lust. Nun trat sie herein. Er tat ganz kühl: „Ei, Hermine, da bist Du ja!“ Sie getraute sich nicht von der Stelle. Sie sah gar nicht abgezehrt aus. Eher war sie ein bißchen dider geworden. Er streckte ihr die Hand entgegen. Auf einmal hing sie an seinem Hals. Und schluchzte, daß es ihm das Herz zerriß. Und er strich ihr das wirre Haar aus der Stirn. Wahrhaftig! Da glitzerte es weiß und grau. Sie mußte doch viel gelitten haben. „Sei fröh!“ sprach er ihr zu. „Ich bin so froh, daß ich Dich wieder hab. All die Jahre, das war ein einzig Warten auf Dich. Ich wußt's daß Du kommst. Und jetzt das Glück. Gud Dich doch um, wie aut mir's geht. Mir und Dir. Du brauchst Dich Dein Lebtag nicht mehr zu sorgen. 's langt für uns zwei. Und so Gott will, für drei!“

(Fortsetzung folgt.)

Ann' Maries Reise.

Von Martin Andersen Mesz. (Verechligte Uebersetzung von S. Nih.)

Spät an einem Winterabend langte ich zu Fuß auf einer kleinen Station Westjütlands an; ich wollte den Nachtzug nach Kopenhagen benutzen, um von dort weiter nach dem Süden zu reisen. Es war recht unbehagliches Wetter, dunstig und stockfinster. Auch im Warte-raum war es düster, man hatte den Docht der Hängelampe ganz niedrig geschraubt — wohl um zu sparen. Aber wenigstens war es warm da drinnen.

In der Ecke neben dem verrosteten Ofen hatte sich eine kleine Bauernfamilie niedergelassen: Mann, Frau und ein Bürsch von siebzehn bis achtzehn Jahren. Es waren unterlechte, kräftige Ge-stalten, wie sie auf dem mageren Lande zwischen Sandhügeln ge-deihen, wo die Verhältnisse kein überflüssiges Gepäck gestatten; die Gesichter hatten einen feiten, verschlossenen Ausdruck, und über den knorren Gestalten lag jenes zwerghaftige Gepräge; man sah, hier war auf kleinem Raume viel zusammengedrängt.

Die Frau lag an die Wand gelehnt da, ihre Augen waren ge-schlossen und um ihren Mund hatte sie einen scharfen Zug, wie von gewaltsam unterdrücktem Schmerz; ihr Gesicht war leichengelb; zu beiden Seiten sahen die Männer, vorgebeugt, die Ellbogen auf den Knien. Als ich eintrat, guckten sie scheu auf, doch ohne sich zu

rühren. Dann begannen sie zusammen zu flüstern. Die ganze Gruppe hatte etwas seltsam Versteinertes an sich, als ob diese Menschen sich unter einer schweren Bürde duckten.

Ich ging im Warteraum auf und ab zu dem Schalterloch hin, das noch ganz dunkel war, und dann zur gegenüberliegenden Ecke. Die beiden Männer flüsterten über die steifen, getrennten Knie der Frau hinweg und schielten heimlich zu mir hinüber. Schließlich stand der ältere der beiden auf und kam zaghaft auf mich zu.

„Mit Verlaub, willst Du nach Kopenhagen?“ fragte er still, mit gespanntem Gesichtsausdruck.

„Ja, dahin wollte ich.“

Nun kam Leben in sein betrübtes Gesicht: „Das trifft sich großartig, dann kannst Du ja mehrere Mutter mitnehmen — sie muß in die Klinik.“ Er sprach sehr vorsichtig, wahrscheinlich um die Schlafende nicht zu wecken; ich merkte aber seiner Stimme an, wie erfreut er war. Dann nickte er dem Sohne zu, er solle auch herüber kommen.

„Dieser gute Mann hier fährt auch nach Kopenhagen, und er will sich der Mutter annehmen, Hans. Sieh, nun sind wir über den Berg weg!“ Er atmete bei dieser Mitteilung förmlich auf. Daß ich mich etwa weigern könnte, fiel ihnen nicht ein; ich reiste ja den-selben Weg wie die Frau, damit verstand sich die Antwort von selbst! Wie bezeichnend erichien mir dieser Zug; man muß hart gegen übermächtige Verhältnisse gekämpft haben, um es für selbst-verständlich zu halten, daß der eine dem anderen hilft, wo er kann.

Es waren Hüfnersleute von der jütländischen Heide um Verboffe herum, wahrscheinlich stammten sie von einem jener trübseligen kleinen Bauergehöfte, die der Heide durch endlosen Fleiß abgerungen worden sind, und die wieder zu Heide land werden, sobald die Hände einen Augenblick müde in den Schoß sinken. Ja, ich kannte diese Wesen wohl, die nichts anderes besaßen als ihre nackten Fäuste und unerlöschliche Selbstaufopferung, und die daher an die Peripherie gejagt wurden, um den Sand umzuschaffen in Erdreich für die Gutsbesitzer der Zukunft.

Diese Leute waren ganz unglücklich, weil sie sich die paar Meilen von ihrer Heimat hatten entfernen müssen; so waren ihnen ihre tausend Pflichten in Fleisch und Blut übergegangen. Krankheit war erträglich für sie, wenn sie auf das Heim beschränkt blieb; aber eine Reise nach Kopenhagen türmte sich für sie zu einem schweren Schick-sal auf, das den Fleiß und die Arbeit mehrerer Jahre zu vernichten drohte. Wie oft hatte diese Reise sie gequält, wie hatten sie hin und her gegrübelt, nach all der Jahre langen Not und Sorge lag nun auf ihren Gesichtern ein leichter Schimmer der Befriedigung, weil jetzt so einigermahen eine Lösung gefunden zu sein schien. Nun konnte Mutter nach Kopenhagen reisen, ohne daß dadurch zu viel zerstört wurde.

Es mußte ja übrigens recht ernst sein mit der Krankheit, wenn sie den ungewöhnlichen Entschluß faßten, in der Hauptstadt ärztlichen Rat zu suchen. Ich fragte danach.

„Es ist Krebs,“ erwiderte der Sohn. „Sie soll operiert werden. Der Doktor wollte sie schon vor Jahren hinüberschicken, aber sie hat sich bisher immer dagegen gestraubt. Es geht ihr sehr schlecht, und wir hätten sie die Zeit über, die ihr noch bleibt, gern zu Hause behalten; aber nun hat sie Mut gekriegt und will den letzten Ausweg versuchen.“ Die Stimme des Sohnes wurde heiser und versagte.

„Wir sind ja nur zu dritt — und haben uns immer gut getragen,“ sagte der Vater, wie um die Rührung des Sohnes zu entschuldigen.

Die Frau war inzwischen erwacht, und ich ging zu ihr, um sie zu begrüßen. „Sieh' mal, was für einen feinen Reisebegleiter wir für Dich gefunden haben, Ann' Marie!“ sagte der Mann scherzend, indem er ihr half, sich aufzurichten. „Sei nur ein bißchen freund-lich zu ihm! . . . Es ist nämlich Mutters erste Reise,“ sagte er, zu mir gewendet, „darum ist sie ziemlich gespannt.“

Ann' Marie lächelte mich an, sagte jedoch nichts. Die Augen hatten ein märchenhaftes Leben, doch sonst sah sie recht angegriffen aus: in all den Jahren hatte die Krankheit Zeit gefunden, sich durch ihren Körper hindurchzufressen.

Hinter dem kleinen Billettschalter wurde Licht angezündet und ich ging hin, um mir eine Fahrkarte zu lösen. Doch der Mann kam eilig hinter mir her, wobei er in der einen Westentasche herum-wühlte.

„Vielleicht würdest Du auch diese Fahrkarte übernehmen,“ sagte er und hielt mir ein Billett dritter Klasse hin. „Wir hatten es für Hans gekauft. Es hat uns fünf Kronen dreißig Dere gekostet, Du kannst es hier ja selber sehn; aber Du brauchst mir nur rund fünf Kronen dafür zu geben. Und dann bekommst Du Mutters Billett noch als Zugabe!“ fügte er mit püßigem Lächeln hinzu.

Ich war ein wenig verwundert darüber, daß die Leute schon Billette hatten, aber die Erklärung war ganz einfach. Sie waren gleich nach dem Mittagsschlaf fortgefahren, um nur ja den Zug nicht zu verpassen. Einen Fahrplan hatten sie nicht, so mußten sie es darauf ankommen lassen, zur rechten Zeit zu kommen. Es ging auch wirklich gerade ein Zug, als sie auf dem Bahnhof eintrafen, aber nach der verkehrten Richtung. So erzählten sie mir. „Da haben wir uns dann doch gleich Fahrkarten genommen, damit das erledigt wäre.“

Nach fröstelte bei dem Gedanken, daß die alte kranke Frau sechs bis sieben Stunden hier im Wartesaal zugebracht hatte und nun in der dritten Klasse die ganze Nacht im Zuge sitzen sollte; doch sie

selber schien ganz zufrieden mit ihrer Lage zu sein. Sie hatte sich ausgerubt und erwartete ungeduldig wie ein Kind den Zug, der etwas Verpätung hatte; bei jedem Laut fuhr sie auf und griff nach ihren Sachen. Ihr Wesen hatte etwas Exaltiertes, das gar nicht recht zu dieser ersten Bänderumgestaltung zu passen schien; war es das bevorstehende Erlebnis, das sie in so fieberhafte Aufregung versetzte? Sie hatte keine Ruhe.

Die Männer suchten, wie auf Verabredung, allen Ernst und alle Sorge zu unterdrücken, und begannen mit Ann' Marie zu scherzen, als ob sie eine Vergnügungsreise mache, um die man sie beneiden könne. Es ging auch gut, bis wir im Zuge saßen, doch dann konnten die beiden sich nicht länger beherrschen.

„Nun mach', daß Du's gut überlebst und wieder zu uns nach Hause kommst, Mutter,“ sagte der Mann und reichte Ann' Marie seine zitternde Hand.

Sie nahm sie zwischen die ihren und sah ihn lächelnd an: „Ja, nun reise ich allein nach Kopenhagen,“ sagte sie. „Seit unserer Jugend hast Du mir diese schöne Reise versprochen, und nun mach' ich sie allein — sonst wird ja doch nichts daraus!“ — Vielleicht trat ihr das Reizeitel plötzlich klar vor Augen, denn ein grauer Schatten fiel auf ihr Gesicht. Eine Weile sah sie mit geschlossenen Augen da und presste krampfhaft die Hand ihres Mannes.

„Nun geh nur nach Hause und sieh nach dem Rechten,“ sagte sie plötzlich und ließ die Hand los. „Und Du, Hans, kannst mal herkommen und Deiner Mutter 'nen Kuß geben.“

Hans schob den Ehrlord und das Riffen der Mutter weiter auf die Bank hin und beugte sich verlegen über sie. „Das will ich Dir sagen,“ hörte ich sie flüstern, während sie ihn küßte, „wenn Du mit der Magd etwas hast, dann mußt Du sie heiraten.“

Dann fuhr der Zug mit uns davon.

Ich dachte mir, die kranke Frau müsse das Bedürfnis haben, sich auszuruhen und machte ihr auf der Bank ein Lager aus ihrem Kopfkissen und meiner Reisendecke zurecht. Aber sie wollte nichts davon wissen; vielleicht getraute sie sich nicht, sich hinzulegen. Aufrecht sah sie auf ihrem Platz, ohne sich anzulehnen und folgte den schaukelnden Stößen des Wagens.

„Uha, wie wir kaufen!“ sagte sie fortwährend und erhob sich dabei halb, wobei ihre Augen unnatürlich glänzten. Ich legte nun Kissen und Decke in die Ecke des Kupees und brachte sie halb mit Gewalt dazu, sich anzulehnen.

„Ja, bei mir muß man austrumpfen,“ sagte sie kindlich, als sie Vertrauen zu den Händen des Eisenbahnwagens gewonnen hatte. „Ich bin nämlich recht eigenstümmig. Vater und Hans sind viel zu gut zu mir. Damals, als sie mich fortschicken wollten, da wollte ich nicht; und jetzt, da sie mich zu Hause halten wollten, mußte ich unter allen Umständen die Reise machen. Ich will Dir was sagen, an die Operation glaube ich nicht — Gott bewahre. Aber ich will nun mal Kopenhagen sehen, bevor es zu spät ist. Wie weit ist es wohl bis dahin?“

„O . . . etwa vierzig Meilen.“

Nun fuhr sie fort: „O, e! Und alles in einer Nacht. Und die Häuser drüben . . . waren die wirklich viel höher als die Kirche von Lübeck? Und war es wahr, daß man angefangen hatte, Leute in den Häusern hinauf zu hissen? Und die beiden Gewässer, über die man fahren müsse, um zur Hauptstadt zu gelangen, wie war es damit? Und Fünen und Seeland . . . bekam man die bei Tage zu sehen?“

Zurückgelehnt lag sie in ihrer Ecke und lauschte meinen Antworten, der Hauch des Erlebens hatte eine Blut in ihrem Blick entfacht, hatte ihre gelben Wangen gerötet. Wenn ich schwieg, starrten ihre Augen rund und fragend zu mir herüber und schienen von mir zu verlangen, daß ich ihr etwas recht, recht Wunderbares erzählen sollte. Von Zeit zu Zeit lief ein Schatten über ihr Gesicht und dann schwand all die Reugier und Erwartung hin in dem gleichmäßigen Grau; in diesen Augenblicken stemmte sie den Arm hart gegen den Unterleib und sah wie versteinert da, während der Schweiß auf ihrem Gesicht hervorsprang. Doch dann lächelte sie gleich wieder und wollte nichts davon hören, daß sie nicht wohl sei. „Es ist bloß eine Schande, daß Du mich so sehen mußt, zum Dant dafür, weil Du Dich meiner annimmst,“ sagte sie mit einem rührenden Lächeln, das deutlich verriet, daß die alte Frau einmal sehr hübsch gewesen sein mußte.

Sie war noch nie mit der Eisenbahn gefahren, die Gelegenheit dazu hatte ihr gefehlt. Als ganz junges Mädchen hatte sie geheiratet und seit dieser Zeit war ihr Leben ein ewiger Kampf mit dem Heidefeld an der Seite ihres Mannes gewesen. Im Sommer hatte sie in dem kalten Moortwasser gestanden und die Erde herausgeschaukelt, hatte sich abgeradert, damit die Familie auf dem unfruchtbaren Boden nicht zu Grunde ginge, und hatte jedes Jahr ein Kind zur Welt gebracht. Der liebe Gott hatte die Kleinen wieder zu sich nehmen müssen und die Eltern hatten nicht einmal Zeit gehabt, ihren Tod zu betrauern. Ganz allmählich hatte ihre Lage sich etwas gebessert und Hans, der zuletzt geboren wurde, war am Leben geblieben, so schwächlich er auch als Kind gewesen war. Sieben lagen auf dem Kirchhof; aber nun hatten die Alten ihn ja als Stütze. Zwei isländische Pferde gehörten zu dem Gehöft, und fünf Stück Vieh; im Laufe der Jahre waren dreißig Tonnen Heidefeld unter den Pflug genommen worden, und jetzt lagen die Dinge so, daß man bei großer Ausdauer gerade auskommen konnte. Man hatte wegen müßiger Bewirtschaftung sogar eine Prämie vom landwirtschaftlichen Verein

bekommen und die Zeitungen hätten über die Familie geschrieben und sie als Eroberer des neuen Landes bezeichnet. Ann' Marie fragte mich, ob ich das denn nicht gelesen hätte.

Ich wagte nicht zu erzählen, daß das nicht der Fall sei, sondern sagte nur: „Und nun können Sie obendrein noch diese Reise machen!“

„Ja, ich tu gar nichts — ich brauche mir nicht die geringste Arbeit zuzumuten!“ rief sie und gab sich ganz ihrem armeligen Triumph hin, indem sie sich zurücklehnte und die Arme unter der eingefallenen Brust verschränkte. „Der Doktor hat gesagt, man müsse mich sehr behutsam behandeln, sonst könnte ich meinem Mann unter der Hand wegsterben. Nicht einmal widersprechen darf man mir, in allen Punkten soll ich meinen Willen haben. Und ich kann nur ganz leichtes Essen vertragen!“ Sie lächelte mich an, entzückt darüber, daß sie es nun so gut habe. Das Dasein hatte in ihrem kindergemüt keine Spuren hinterlassen, es hatte sich unter ihren brennenden Augen gleich tiefen Todeschatten gelagert.

Fast hätte ich sie nicht auf die Fähr mitbekommen. Sie hängte sich störrisch an meinen Arm und wollte nicht auf die Schiffsplanen treten. „Es ist lebendig unter mir“, wiederholte sie jammernd und zuckte bei jedem Laut der Maschine erschrocken zusammen.

Erst als wir im Zuge saßen, beruhigte sie sich wieder. Der Rhythmus desfahrens belebte sie offenbar; diese Reise hatte in ihrem mühseligen Dasein wie ein schönes Versprechen des Blutes aus den Jugendtagen gespult, und die weichen Lustsprünge des Eisenbahnzuges über die kleinen Räder in den Schienen lösten ihren Jugendtraum endlich aus. „Ich fliege! ich fliege!“ In einem fort wiederholte sie diese Worte.

Endlich flog Ann' Marie — wenn auch allein — fort von jahrelanger Mühe und Arbeit, flog dem Unbekannten entgegen. Die Felder der Insel Fünen jagten im Dunkel an den Fenstern vorbei, der Name „Fünen“ bekam auf ihren Lippen einen feierlichen Klang: nun war also Wasser zwischen ihr und der Heimat, nun war sie wirklich in der Fremde! Fünen! Man sagte ja, hier sei die Erde so unendlich freigebig, und die Frauen hätten so weiche, sanfte Hände; wenn man nur einen dünnen Zweig in die Erde stecke, so werde ein Baum daraus. Hier in Fünen pflückte man, wie es hieß, vierzig Pfund Johannisbeeren von einem einzigen Strauch, und die Frauen hatten keine anderen Pflichten, als gut zu ihrem Schatz zu sein.

Doch Ann' Marie flog weiter, sie eilte dem Zuge voraus, eilte fort von dem fruchtbaren Fünen. Schweigend hatte sie mich erzählten hören, daß ich nach dem Süden fahren wolle, ihr Gesicht hatte verständnislos dreingehaut; aber nun flog sie plötzlich lähn voraus. Es quälte mich, daß sie so allein flog, daß ihre Gedanken nicht bei den beiden Menschen daheim weilten. Mit ihnen hatte sie offenbar während der langen Krankheit alles geordnet, hatte Abschied genommen, und nicht die kleinste Pflicht rief sie zurück.

Ihr Sinn trachtete bloß vorwärts, seltsam hin und her schweifend, trachtete nach helleren und helleren Gegenden. Es war, als ob ihre Augen immer klarer brannten; trotz Ann' Marias Lebhaftigkeit hatte ich das dumpfe Gefühl, daß jeden Augenblick eine Katastrophe eintreten könne. Wir waren allein im Coupée; doch bei der nächsten Station wollte ich einen Schaffner rufen, um nicht mit ihr allein zu sein, wenn etwas passieren sollte. Dann aber verwarf ich diesen Gedanken wieder als recht törrisch; ich konnte mich ja nur an das eine halten, daß sie an Krebs litt und nach Kopenhagen fuhr, um sich operieren zu lassen. Nicht einmal Müdigkeit merkte man ihr an, während ich —

Ja, ich selbst war recht müde und lehnte mich mit geschlossenen Augen zurück, um mich ein wenig auszuruhen. Sie schwieg sofort, und kurz darauf spürte ich, wie eine Hand mir das Riffen unter den Nacken schob. „Du bist schlaftrig,“ sagte sie, als ich die Augen aufschlug. „Einem alten Weib zu Liebe soll die Jugend denn doch nicht um ihren guten Schlaf kommen.“

In ihrem traurigen Gesicht las ich, daß ich ihr Reisebegleiter war, mit dem zusammen sie ihre große Fahrt machte, und daß ich sie beinahe im Stich gelassen hätte. Ach, sie liebte mich ja, weil ich mit ihr fuhr! Und seltsamerweise, daran nahm ich durchaus keinen Anstoß. Durch alle die mühseligen Jahre hindurch hatte sie sich etwas Jungfräuliches bewahrt, einen blinden Glauben an das Märchenglück des Reisens, der ihr aus den Augen hervorleuchtete und sie wirklich verschönte.

„Wollen wir beide nicht zusammen nach dem Süden reisen?“ fragte ich scherzend und umjagte diesen vom Tode gezeichneten Kopf. Und vor Angst, die Reise des Armen auch arm zu machen, erzählte ich von dem sonnigen Süden, von dem Land ohne Sorgen und ich machte es noch schöner, als es ist — so schön, wie es uns in unserer Sehnsucht erscheint.

Ann' Marie lächelte und wenn ich schwieg, stellte sie kindliche Fragen, die mir bewiesen, wie grotesk es in ihrem Gehirn arbeitete. „Es muß schön sein, so nach unbekanntem Gestaden zu ziehen,“ sagte sie schließlich mit einer hübschen volkstümlichen Redewendung. Wenn ich noch jung wäre, dann . . . ja, dann würd' ich Dich begleiten. Und Du hättest gewiß Freude an mir erlebt. — Aber Du brauchst das nicht zu bedauern, denn jung und rot hat keine Not. . . . Es gibt genug weiche Hände, die in weichem Haar spielen wollen.“

Es war, als ob sie in der Reinheit ihres Herzens die eigene peinliche Spur verwischen und mich der Jugend im Liebeschmud wiedergeben wolle. „Ich denke, am Ende Deiner Reise erwartest

Dich etwas Schönes — zum Dank dafür, daß Du einem alten Weibe auf ihrem letzten Wege Gesellschaft geleistet hast!" sagte sie und sah mich auf einmal ganz schelmisch an; so schelmisch, wie nur ein Antlitz bliken kann, wenn die Erfahrung des Todes darüber ausgebreitet ist. Die tiefen Furchen auf den Wangen prägten sich immer mehr aus, als wollten auch sie nicht zurückstehen — früher waren es einmal weiche Grübchen gewesen.

Zuletzt aber fiel Ann' Marie doch zusammen. Alles in allem waren wir gut durch die Dunkelheit gekommen, die für die alte Frau das Fremde mit Spannung erfüllte. Als aber jetzt die Sonne über den Türmen Kopenhagens in der Ferne aufging, lag Ann' Marie still da, mit geschlossenen Augen, und hatte nicht die Kraft, von der Wirklichkeit Besitz zu ergreifen. Es war, als ob der Zauber vor dem Tageslicht wich. Die Leute aus der Klinik, die Ann' Marie holen kamen, mußten sie nach dem Wagen tragen; und sie erkannte mich nicht mehr. —

Auf den Operationstisch kam sie nicht. Sie setzte die Reise in das Unbekannte fort, wie sie ging und stand. Es wunderte mich nicht, als ich am nächsten Tage eine Notiz darüber in den Zeitungen las. Jahrelang hatte sie sich ja auf diese Reise gefreut; und wenn die Fahrt weiterhin ebenso verlief, wie sie begann, dann macht es nicht viel, daß es ihre einzige blieb.

Die Mode.

Die herrschende Mode mit ihrem Gefolge von Schönheitsmitteln, die die Gestalt des Weibes zur Karikatur erniedrigt, entspricht genau dem Wesen des kapitalistischen Systems, sie ist charakteristisch für die Sitten der herrschenden Klassen.

In der österreichischen Zeitschrift „Neues Leben" schreibt die Schriftstellerin Klara Ebert über die Damenmode „mit den herausgeschürzten Hüften, der prallen Taille und den faltelos gerundeten Cispantien" unter anderem:

„Sie hat sich mit allem erdenklichen Raffinement dazu entwickelt, die sinnliche Lusttheit der Männer zu wecken und hat in dieser Hinsicht in dem geraden Korsett den Gipfelpunkt erreicht. Die Frauen, die vom Raume leben, sei es nun als Vampyre der Halbwelt, sei es als Ehedirnen — Frauen, die sich als Ware dem Meistbietenden unter der Sanktion der „Ehe" verkaufen — haben, um den Mann zu fördern, diese Mode geschaffen. Tausende äßen sie gedankenlos nach. In ihr ging die Keuschheit des ganzen Geschlechts unter, und die Demi-vierge (Halbjungfrau), die mit frech vorgeführtem und entblößtem Quin sich auf dem Valle den Blicken fremder Männer preisgibt, hat ihre Jungfräulichkeit entweiht. Unsere herrschende Kleidung ist unästhetisch, ungesund, gesundheitsschädlich. Bisher hörte man fast immer nur das Letztere betont, seltener von Künstlern das Unschöne. Fast gar nicht das Erste. Und doch ist das Unästhetische daran für uns Frauen von unabsehbarer Bedeutung. Im heutigen Kleide stempelt sich das Weib zum Geschlechtswesen des Mannes. Ihr Alpha und Omega ist jene Körperteile, die sie dazu machen, recht zur Geltung zu bringen.

„Phui!" höre ich manche Leserinnen rufen über diese drastischen, aber leider wahren Worte. Damit meine ich nicht, daß alle, die sich so kleiden, diese Zwecke verfolgen. Gewiß nicht. Die meisten tun es gedankenlos, unbewußt. Aber jetzt sollen sie zu denken beginnen und alles abwerfen, was sie zu dem animalen Weibchen herabdrückt, jeder Schönheit und Menschenwürde bar. Wenn wir Frauen „freie Menschen" werden wollen, müssen wir uns eine Kleidung schaffen, die diese niedrigen Zwecke oder auch nur den Schein ausschließt, die unsere und unserer Nachkommen Gesundheit gewährleistet und schön zugleich ist, nicht bloß „nicht häßlich" — nein, schön in edlen Linien, schön in erhebendem und erhabenem Sinne, fern von aller Gewöhnlichkeit.

Wenn John Ruskin, dieser große Schönheitsapostel sagt: „Ein Leben ohne Kunst ist Vertierung." so fasse ich das so auf, daß bei dem hochstrebenden, nach Adel ringenden Menschen alles von Schönheitsgefühl durchdrungen und geleitet sein soll, das Große wie das Kleine, wie wir uns benehmen, ja, wie wir essen, was immer wir tun und treiben, wie wir uns kleiden, da doch die Kleidung ein Hauptausdruck unserer Persönlichkeit sein sollte.

Diese Mode mit ihren ewig neuen (und doch alten) Nouveautés, die von Pariser Dirnen und von spekulierenden Fabrikanten in die Welt gesetzt werden, ist das verhäßlichste Kind der herrschenden Klasse. Sie wird von dem tonangebenden Bürgertum freudig aufgenommen und kann daher erst verschwinden, wenn die Gebräuche und Sitten dieser Gesellschaft verschwinden, das heißt andere Formen annehmen. Stille und künstlerische Erwände vermöchten nicht hier Wandel zu schaffen. Erst dem Mahnwort biologisch denkender Ärzte, die auf die verderblichen Wirkungen der Modelleidung hinwiesen, ist eine Schar kulturfreudiger Frauen gefolgt, die in gesundheitlicher Erkenntnis, in dem Verein für Verbesserung der Frauenkleidung, den Leib des Weibes von der Mißhandlung der Modeseifen zu befreien suchte. Gesundheitliche Erkenntnis brachte dann das rosettenlose Gewand, die sogenannte Reformkleidung hervor, die im Anfang leider nur ein unschöner Reformakt war. Manche Frau lehnte sie ab, weil ihr künstlerischer Geschmack dabei zu kurz kam. Allmählich wuchs aber das praktische Zweckgebilde, das es im Anfang nur war, zu einem harmonischen Gewand heraus, dessen Stoff, Farbe, Form und

Schmuck von einheitlichen Geichen des organischen Gestaltens diktiert wurde. Diese vier Elemente wurden als Belebungsmitel in der bewußten Absicht angewandt, den Eindruck der Sonderart zu steigern. Will man aber die Grundgesetze des organischen Gestaltens beachten, damit das Frauenkleid wird, was es sein sollte, wie Gertrud Prellwitz sagt, ein „liebvoller, unbewußter Ausdruck der eigenen Art", so muß man zuvor ein Gebot erfüllen, das heißt: „Zur Geld in deinenbeutel!"

Neben der Geldfrage spielt aber auch das Verständnis und die richtige Auffassung eine Hauptrolle. Der Weg zur Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Dem Modeunfug der herrschenden Klasse zu steuern ist ein vergebliches Bemühen. Haben wir doch selbst die Leiter der ersten maßgebenden Berliner Konfektionsgeschäfte gesagt: „Wir wollen keine bleibende Mode, wir wollen stets etwas Neues bringen", als ich ein Kleidmodell empfahl, das sich im Handel als bleibende Frauentracht Eingang verschaffen wollte. Sich an die Vernunft der Modedamen zu wenden, ist ebenso zwecklos.

Dieser Auffassung war auch der Regierungskommissar St. Just, als er mit einem Regierungsauftrag dem Modeunfug — aus patriotischen Gründen — beizukommen suchte. Während der französischen Revolution erließ dieser energische Herr in Straßburg folgenden kurzen Befehl: „Die Bürgerinnen von Straßburg werden eingeladen, die deutschen Moden abzulegen, weil ihre Herzen französisch sind." Dieser Verfügung der französischen Regierung wurde gehorcht, denn die Gewalt stand hinter ihr. Um dem Unfug ein Ende zu machen, müßte man auch bei uns Gewalt anwenden. Das geht aber nicht, denn Kultur kann man nicht mit Gewalt erzwingen. Es bleibt also nur übrig, die Modedamen sich selbst und unserem Spott zu überlassen. Jedenfalls entspricht diese Halbweltmode dem inneren Wert der deutschen wie der französischen Modedamen. L. H.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Bruno Wille: Die Welt dichter fremder Zungen. (Märkische Verlagsanstalt Berlin.) Vom Verfassen unserer großen deutschen Dichter, anhebend mit der „klassischen" Periode und fortgeführt bis auf die Gegenwart, hat Bruno Wille ein vierbändiges „Hausbuch für das deutsche Volk" gegeben, bevor er daranging, auch die Goldströme der Weltpoesie zu gleichen Zwecken aufzufangen. Das Ergebnis dieses Sichtens und Einordnens liegt nunmehr abgeschlossen in zwei gewichtigen Bänden vor uns. Wirgt der erste Band reiche Proben aus Boesfeschägen der Inder, Chinesen und Japaner, der Hebräer, Araber und Perser (mit Einschluß afghanischer, turkischer, tücherleischer und tatarischer Volkslieder), der Hellenen und Römer, der christlich-lateinischen Kirchengedichte, sowie endlich der altgermanischen Heldenepen und deutschen Kirchenhymnen, der nordfranzösischen Ritterromane, der Troubadours und Minnesänger bis auf den Einfall der Frührenaissance, die in Dante ihren Meister hat, so hebt der zweite Band mit der Spätrenaissance an, um dann zum weitaus größeren Teil die Korphyäen der europäischen Literatur aus den letzten zwei Jahrhunderten bis zur Schwelle unserer Gegenwart zu Worte kommen zu lassen. Die einzelnen Epochen begleitet Bruno Wille durch knappe literarhistorische Darlegungen. So schwierig es an sich ist, große geistige Entwürdelungen in eine sie erschöpfende prägnante Formel zu pressen, so unerlässlich ist diese Forderung, sobald es sich um Bücher handelt, die, wie das vorliegende Sammelwerk, dem Volke gewissermaßen die Kronen menschlichen Schöpfergeistes vermitteln sollen. Ursächlich zeitliche Zusammenhänge der Dichtung mit politischen, gesellschaftlichen oder sozialen Umwälzungen aufzuspüren, ist Willes Sache kaum. Das Wesen beispielsweise der Renaissance sowie ihr Herauskommen zu begründen, fällt ihm nicht bei. Er begnügt sich mit der überlieferten Phraseologie bürgerlich-ideologischer Literaturgeschichtsschreibung und übernimmt auch irrillmliche Auffassungen, die längst widerlegt wurden. Wohl ist Renaissance auch gleichbedeutend mit dem „Erwachen der Persönlichkeit". Aber diesem Umstande verdankte jene Zeit nicht die „Wiedergeburt", sondern dem Aufkommen des Kapitalismus, kurz, dem Emporsieg einer neuen Wirtschaftsordnung, nämlich der Herrschaft des Geldes an Stelle der alten Naturalwirtschaft schuldet die „Persönlichkeit" ihr „Erwachen"! Im Uebernehmen der Meinungen anderer Beurteiler tut Wille übrigens mehr, als sich mit unabhängiger Kritik verträgt. Es ist einfach nicht richtig, wenn Wille Sigmor Mehring behaupten läßt: daß den französischen Alexandriner alle Dichter, die ihn je im Deutschen anwandten, bis heutigen Tages in eintönigen Silbenfall des schulmeisterlichen Martin Opitz erhalten hätten. Es genügt doch wohl, Ferdinand Freiligrath zum Gegenbeispiele ins Treffen zu führen. Zu loben ist die Heranziehung jüngerer Uebersetzer, wie Gumpenbergs, S. Mehring, Kirchbach, Zoozmann, in sehr reichlichem Maße der Herausgeber selbst u. v. a., die im ganzen dem Geiste der fremdländischen Poeten in vollendeter Feinsichtigkeit gerecht werden. Jeder Band (mit Dichterporträts) kostet dauerhaft gebunden nur 4,50 M. und kann unabhängig vom anderen bezogen werden. e. k.